

Zeitschrift: Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes

Herausgeber: Schweizerischer Gewerkschaftsbund

Band: 68 (1976)

Heft: 1

Artikel: Die Gewerkschaft als Gemeinschaft

Autor: Ritschard, Willi

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-354777>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Gewerkschaft als Gemeinschaft

Willi Ritschard

Bundesrat Willi Ritschard, Vorsteher des Eidgenössischen Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartements, überbrachte dem Kongress des SGB nicht nur die Grüsse der Landesregierung. Er hat als Gewerkschafter gesprochen und in seiner Ansprache die Gewerkschaften zur Selbstbesinnung aufgerufen. Die offenen Worte und engagierten Aussagen von Willi Ritschard haben die Kongressteilnehmer tief beeindruckt. Mit der Publikation in der «Gewerkschaftlichen Rundschau» wird das Referat von Willi Ritschard einer breiteren Leserschaft zur Kenntnis gebracht.

Ich überbringe Eurem Kongress im Namen und im Auftrag des Bundesrates unsere besten Wünsche. Ich verbinde sie mit einem aufrichtigen Dank für die positive Zusammenarbeit, die das Bundeshaus mit den Instanzen des Gewerkschaftsbundes dauernd pflegen kann und von der wir alle in mannigfaltiger Weise profitieren.

Ich bin persönlich immer wieder stolz, wenn ich höre -- was oft geschieht --, wie man die Eingaben, Vernehmlassungen und die persönlichen Interventionen des Sekretariates des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes schätzt und ernst nimmt. Der Schweizerische Gewerkschaftsbund hat Gewicht. Dabei arbeiten auf seinem Sekretariat -- wie Sie alle wissen -- alles andere als sehr bequeme und unkritische Funktionäre. Es gibt zwar Menschen, die ein so dickes Fell haben, dass sie kein Rückgrat mehr brauchen. Aber an der Monbijoustrasse hat man offenbar beides und es fällt auch auf.

Jedenfalls stimmt in unserem Lande, was kürzlich die «Basler Nachrichten» als Überschrift über einen Bericht gesetzt haben: «Die Schweizerischen Gewerkschaften und der Schweizerische Gewerkschaftsbund sind solide Pfeiler unserer Demokratie.» Diese treffende Feststellung enthält Anerkennung und Dank, und beiden wird sich nicht nur der Bundesrat, den ich hier vertrete, sondern auch die grosse Mehrheit des Schweizervolkes anschliessen.

An sich wäre es wohl nun das Naheliegendste, wenn ich mich vor Ihnen in einer Rede über die «klassischen» Themen eidgenössischer Tagespolitik auslassen würde. An Stoff fehlt es nicht. Viele Themen sind auch deshalb «klassisch» geworden, weil wir jahre- und Jahrzehntelang dieselben Probleme wälzen, bis sie eben «klassisch» sind. Ich erwähne nur die Ordnung der Bundesfinanzen. Aktuell ist gegenwärtig der *Konjunkturrückschlag*, und wir müssen mit kranken Staatsfinanzen einen Aufschwung zu finanzieren versuchen. Ich habe früher einmal gesagt, mein Kollege Chevallaz müsse jetzt dann selber in die Staatskasse hocken, damit noch etwas drin sei. Das stimmt nicht mehr. Die eidgenössische Staatskasse ist nicht mehr leer. Sie ist voller Schuldscheine.

Neben diesen Problemen haben wir die Diskussionen über unsere *Sozialversicherungen*. Und ich könnte schliesslich auch aus meiner

Küche das alte Klagelied vorsingen, jedenfalls die drei ersten Strophen Energie, Kernkraftwerke und Bahndefizite.

Über alle diese Dinge muss ich mich so oft auslassen, dass ich manchmal bald selber das Gefühl bekomme, die Platte mit meinen Elegien habe einen Sprung.

Ich verschone gerade diesen Kongress, aber auch aus einem andern Grund, vor einer solchen Rede. Aus einem persönlichen:

Schliesslich bin ich nun 57 Jahre alt und komme als ergrauter Gewerkschaftsjubilar zur Ehre, an einem Schweizerischen Gewerkschaftskongress am Rednerpult stehen zu dürfen. Das ist für mich ein grosses Ereignis. Es ist, im Blick auf diese für mich historische Stunde, hoffentlich verzeihlich, wenn ich versuche, bei diesem Ereignis von meiner «déformation professionnelle» loszukommen. Über die Tages- und die Wirtschaftsprobleme werden Sie an diesem Kongress ohnehin von Berufeneren hören. Von Referenten, die sich etwas weniger Zurückhaltung auferlegen müssen als ich. Wenn ein Bundesrat spricht, erwarten ja immer sehr viele Leute das, was Jehova beim Schöpfungsakt sagte, nämlich: «Es werde Licht.» «Licht», das möchten wir ja gerne geben, aber im Dunkel finden auch wir den Schalter nicht immer. Gerade in den Fragen, in denen Sie von mir wahrscheinlich am meisten Erhellung erwarten, ist auch mein Scheinwerfer defekt. Ich müsste, wie die Wirtschaftswissenschaftler, meine halbe Redezeit dafür aufwenden zu erklären, warum es nicht so gekommen ist, wie ich es noch herumgeboten habe, als ich erst vor dreiviertel Jahren die ganze Lokomotive meiner Beredsamkeit vor den Kinderwagen meines Geistes spannte, um dem Schweizer Volk plausibel zu machen, dass wir dringend einen Konjunkturartikel brauchen, damit wir Inflation und Überbeschäftigung in den Griff bekommen. Heute würde ich wahrscheinlich nicht mehr das Gleiche sagen.

Auch die Konjunktur ist leider nicht ringsherum gleich hübsch. Die Silberstreifen, wegen denen wir eben noch keinen Horizont mehr sehen konnten, haben ziemlich Patina angesetzt. Es ist am wirtschaftlichen Himmel um einiges dunkler geworden.

Es würde mir aber auch schwer fallen, vor Ihnen, vor meinen Freunden, eine wohlabgewogene staatspolitische und staatsmännische Feldpredigt zu halten. Ich glaube, das erwarteten nicht einmal meine Kollegen im Bundesrat von mir, als sie mich an diesen Kongress delegierten.

Ich habe meinen politischen Weg, der zu meinem Lebensweg geworden ist, als Gewerkschafter gemacht. Meine Freunde und meine Lehrer auf diesem Wege waren Gewerkschafter. Wenn ich Gewerkschafter sage, fallen mir Namen und Gesichter ein. Mit ihnen allen verbinden mich Ereignisse und gemeinsame Erlebnisse, die mich geprägt haben. Arthur Steiner und Max Weber, um nur zwei verstor-

bene Kollegen zu nennen, gehörten zu meinen grossen Vorbildern und Lehrmeistern. Nach Christian Morgenstern ist man nicht daheim, wo man wohnt, sondern dort, wo man verstanden wird. *Und ich fühle mich unter Gewerkschaftern daheim.*

Man mag mir solche Worte als Sentimentalität oder gar als Nostalgie ankreiden. Ich glaube, es ist mehr. Gewerkschafter zu sein, bedeutete für mich immer: zu jemandem gehören, Glied einer echten Gemeinschaft zu sein, eine geistige Heimat zu haben. Wenn ich mich recht erinnere, habe ich vor vielen Jahren ungefähr diese Sätze in einen Aufsatz geschrieben, den wir in der Arbeiterschule machen mussten. Bruno Muralt hat diesen Aufsatz dann dem Sekretariat des IBFG geschickt, und ich habe dafür ein Jahresabonnement für die «Gewerkschaftlichen Monatshefte» bekommen.

Vielleicht brauchte ich aber schon damals grosse Töne für kleine Noten. Aber in der Gewerkschaftsbewegung eine geistige Heimat zu haben bedeutete für mich nie, einfach durch die gleichen Sorgen und Schwierigkeiten, durch eine gemeinsame Not, mit andern verbunden zu sein. Meine geistige Heimat lag für mich auch immer in der *Hoffnung auf eine bessere Zukunft*. Dazu kamen das Wissen und der Glaube, dass wir durch den Zusammenschluss stark sind, und dass uns diese Stärke die Probleme der Zukunft meistern helfen wird.

Ich weiss natürlich und wusste es schon damals, dass die Zahl der Idealisten auch bei den Gewerkschaften nicht mit der Mitgliederstatistik Schritt halten wollte. Aber man soll Mehrheit nie mit Wahrheit verwechseln.

Obwohl – das möchte ich deutlich festhalten – es im gewerkschaftlichen Alltag wenig Lorbeeren zu holen gibt, wirken in dieser Gewerkschaftsbewegung immer noch Tausende von Mitgliedern – Vertrauensmänner und Funktionäre –, deren Triebkraft nicht Ehrgeiz, sondern Überzeugung ist. *Sie leben für die Gewerkschaft, weil sie auch in der Gewerkschaft leben.* In unserer durch zunehmende Kontaktlosigkeit gezeichneten Zeit hat ihr Leben in der Gemeinschaft mehr Sinn bekommen. Und in dieser Gemeinschaft schöpfen sie, wie ich, auch immer wieder Hoffnung.

Wir sollten nie vergessen: Das so viel und in allen Lagern so oft verwendete und auch missbrauchte Wort «sozial» bedeutet: «gemeinsam». Wer Soziales zum Ziel hat, muss auch die *Gemeinschaft* zum Ziel haben. Er muss wissen, dass unsere Ziele nur durch Gemeinschaft zu erreichen sind.

In den letzten Jahren, da wir so stark damit beschäftigt waren, jeden Tag den Rosenkranz unserer Einnahmen herunterzuleiern, sind leider aus vielen Köpfen idealistische Gedanken und Wahrheiten von dieser Art etwas untergegangen. Auch bei Gewerkschaftern. Ich höre heute gelegentlich Kollegen, die nicht mehr «Wir» sagen, wenn sie von ihrem Verband reden. Sie reden von den

«Gewerkschaften» und von «Gewerkschaftsbossen» oder gar von «Bonzen». Sie reden von der Gewerkschaftsbewegung wie der Steuerzahler vom Staat oder der Bettagschrist von der Kirche. Man ist zwar nicht gegen die Gewerkschaft. Man ist sogar Mitglied. Aber man fühlt sich nicht mehr als Mitträger und als Mitverantwortlicher. Viele haben keine Überzeugungen mehr, aber sie verteidigen sie dann um so leidenschaftlicher.

Der deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt hat kürzlich in einer Rede den Verlust an Gemeinschaft beklagt. Er hat dabei das, was uns fehlt, für meine Begriffe sehr zutreffend als das «*Wir-Gefühl*» bezeichnet. Fehlt uns auch in der schweizerischen Arbeiterbewegung das «*Wir-Gefühl*»? Wir hören das Wort «*Emanzipation*» in der Regel nur im Zusammenhang mit der Frauenbewegung. Aber es gibt auch eine *Emanzipation des Arbeitnehmers*. Emanzipation heisst Befreiung und Selbstvertrauen. Geben wir das dem Arbeitnehmer noch?

Jedenfalls war es immer die *Aufgabe auch der Gewerkschaften, dem Arbeitnehmer Selbstvertrauen und Selbstachtung zu geben*. Beides kann er mit Hilfe des Gefühls bekommen, nicht allein, sondern *jemand* zu sein. Dieses Wissen müssten wir vielleicht wieder etwas mehr und vertieft zu vermitteln suchen.

Ein Arbeitnehmer, der in eine Gewerkschaft eintritt, sollte sich nicht vorkommen wie eine ältere Jungfrau, die sich in ein Nacktbad verirrt hat. Er sollte hier ein *Zuhause und auch eine geistige, eine ideologische Verwurzelung* finden. Hohle Zähne nützen nichts. Man muss sie entweder ausreissen oder mit Gold füllen, und zu viele Gewerkschafter erwarten heute vorwiegend nur noch das letztere. Das ist nicht gut. Und deshalb müssen wir die Frage stellen, warum das so ist.

Ich stösse hier – und nicht allein, weil ich Präsident der «Stiftung Arbeiterschule» geworden bin –, auf das *Problem der Bildung*. In das Zentrum unseres Ringens nach Gemeinschaft und auf der Suche nach dem «*Wir-Gefühl*» müssen wir ganz offensichtlich viel stärker auch die Bildungsfrage stellen.

Ich habe schon meinen Kollegen von der GBH in Lugano gesagt, und ich will es hier wiederholen, dass ich auf weiten Stücken von der gewerkschaftlichen und politischen Bildungsarbeit geformt worden bin. In den Bildungskursen und in der Arbeiterschule habe ich die ersten Einblicke in die wirtschaftlichen Zusammenhänge bekommen. Dieses Wissen war für meine Arbeit wichtig, und ich brauche es heute. *Aber für mein Leben war nicht dieses Fachwissen allein entscheidend*. Entscheidend war viel mehr, dass ich durch die Teilnahme an den gewerkschaftlichen Bildungskursen auch *Selbstvertrauen* gewinnen konnte.

Man sagt mir zwar immer wieder, und es ist auch schon mitleidig von diesem sogenannten «Arbeiterbundesrat» geschrieben worden,

dass mein Deutsch nicht besonders geschliffen sei. Das ist sicher wahr. Wenn ich je einen Deutschlehrer gehabt hätte, würde er sich meinetwegen vermutlich selber eine schlechte Note austeilen. Ich habe trotz der gewerkschaftlichen Bildung vielleicht kein gutes Deutsch gelernt. Aber ich habe etwas anderes bekommen. Ich habe den Mut gefunden, *in meiner eigenen Sprache zu reden*. Ich habe Vertrauen zu mir selber gefunden. Bildung ist eben auch deshalb vor allem Macht, weil sie das Selbstvertrauen eines Menschen stärkt.

Ich sehe heute mit etwas Besorgnis, wie Gewerkschaftssektionen in ihrer Bildungsarbeit zu rechnen anfangen. Bildungsarbeit muss für sie rentieren. Die Zinsen müssen sich in der Gewinnung von möglichst viel Vertrauensleuten und Werbern ausnützen.

Der Begriff Bildung wird aber auf diese Weise zu eng ausgelegt. Bildung kann nie einfach Abrichtung sein. Für die Emanzipation und für die Stärkung des Selbstvertrauens ist nicht allein gewerkschaftliche Ausbildung, sondern auch *allgemeine Bildung* nötig. Wir dürfen uns darin nicht an den durch ein bürgerliches Denken geprägten Schulen, an den üblichen Bildungsmöglichkeiten und Bildungswegen messen. Bildung ist heute nicht mehr etwas, das man mit seiner Jugend ein für allemal abgeschlossen hat.

Man kann Bildung nicht werten. Man kann nicht sagen: Das ist wichtig und das ist weniger wichtig. Jeder Mensch braucht irgendwo ein Wissensgebiet, in dem er sich heimisch und sicher fühlt. Sicher stehen für einen Gewerkschafter das Wissen von den wirtschaftlichen Zusammenhängen und auch der politischen Bildung im Vordergrund. Aber unsere Bildung darf sich nie einfach darauf beschränken. Sie muss ein umfassenderes Bildungsangebot bieten. *Mit der Bildung beginnt die Lebensqualität*. Nur mit der Masse und mit Kraft und mit der Macht allein wird jede Bewegung ein Samson mit geschorenen Haaren bleiben.

Ich habe – das gehört auch in das Gebiet der Bildung – in den Papieren über die *Struktur-Reform* mit grossem Interesse und auch mit Freude gelesen, was man in Sachen *Gewerkschaftspresse* beabsichtigt. Sicher haben wir bei uns durchwegs gute, sogar sehr gute Gewerkschaftszeitungen. Aber es sind eben im grossen und ganzen halt doch Laternen, die ausser dem eigenen Pfahl wenig beleuchten. Sie erreichen – das will ich damit sagen – über den eigenen Kreis hinaus wenig Menschen. Sie bieten so Information fast nur dem bereits Informierten. Eine *gemeinsame Zeitung* mit der entsprechenden Auflage hätte ohne Zweifel ein höheres Informationsgewicht. Es würde nicht nur den Organisierten erreichen. Auch der Aussenstehende und der Uninteressierte könnten diesen Informationen nicht mehr ausweichen. Eine gemeinsame Zeitung könnte aber vor allem auch das *gesamtgewerkschaftliche Denken* gegenüber dem Verbandsdenken verstärken. Das ist nicht ohne Bedeutung. Der Föderalismus darf, so wenig wie im Staat, nicht dazu führen, dass

vor lauter Solisten schliesslich der Chor – das Gemeinsame – nicht mehr zu hören ist.

Mit dieser Aussage will ich mich keineswegs in Eure Beratungen ein-mischen. Ich sehe und höre nur immer wieder, wie stark sich heute viele Menschen verunsichert fühlen. Unsicherheit entstammt aber immer dem Nicht-Wissen. Der Unwissende fühlt sich seiner Um-welt ausgeliefert. Er wird letztlich an seinem Nichtwissen und an seiner Verunsicherung zerbrechen.

Es gibt Romantiker, die auch etwa vom glücklichen Ungebildeten schwärmen. «Blumenkinder», die sogar der «Fleurop» angeschlos-sen sind. In unserer Art von Zivilisation werden diese «Glücklichen» nie Recht bekommen.

Jedenfalls, das möchte ich abschliessend zum Titel «Bildung» sagen, jedenfalls braucht die Gewerkschaftsbewegung Wissende. Deshalb braucht sie auch geduldige Lehrer. Und gewerkschaftliche Lehrer, bei denen der Lehrstuhl zum Lehnstuhl geworden ist, die werden es noch erleben, dass sich dann schliesslich dieser Lehn-stuhl als Schleudersitz entpuppen wird.

Sie werden an diesem Kongress von der *Rezession* reden. Es liegt viel, für manche Bereiche fast alles, daran, dass wir diesen *Kon-junktureinbruch überwinden*. Aber ich möchte trotzdem, und aus eigenen bittern Erfahrungen, vor einem bestimmten Denken warnen. Vor dem naiven Glauben nämlich, es sei dann alles wieder beim alten, wenn einmal unsere jetzt so stark beschäftigten Arbeitsämter ihr vordem so beschauliches «Scheinfirmen-Dasein» wieder auf-nehmen können. Ich glaube, selbst im Blick auf das sehr wichtige *Nahziel der Vollbeschäftigung* sollte dann nicht unser Horizont wie-der bei der Hutkrempe aufhören.

Der Wind, der unsere Wirtschaft wieder anfachen wird, wird sicher kommen. Die westliche Welt wird nicht eine Reprise der folgen-schweren dreissiger Jahre sich entwickeln lassen wollen. Aber wir sollten uns trotzdem schon heute fragen, ob wir dann einfach mit dem neuen Wind schon bald wieder die alten Fehler etwas besser wiederholen, oder ob wir *aus der Vergangenheit lernen* wollen.

Dem Menschen – ich nehme mich nicht aus – fällt es schwer, vor-auszudenken. Und es fällt ihm noch schwerer, *umzudenken*. Wir hätten – das ist neben der Wirtschaftsentwicklung einfach ein anderes Beispiel – eigentlich schon lange die Überlegung machen müssen, dass uns die Rohstoffe dieser Erde nicht ewig zur Ver-fügung stehen und dass sie eben endlich sind. Wir wissen es heute. Aber glauben wir es auch wirklich? Ich zweifle deshalb, weil es uns meistens so schwer fällt, umzudenken. Und neues Wissen bleibt eben ohne jeden Sinn, wenn es nicht auch zu neuem Denken führt. Hier, am Beispiel der Rohstoffe, sehen wir es: Unser poli-tisches und auch das wirtschaftliche Denken stammt aus der Zeit, in der wir an die Unerschöpflichkeit der Rohstoffquellen glaubten.

Das war zwar völlig unlogisch. Aber weil sich diese Gedankenlosigkeit in unserem Hirn eingegraben hat, ist sie zum Glauben geworden. Die Dummheit, in der wir Menschen geboren werden, ist eben das Einzige an uns, das nicht altert.

Auch andere Dinge prägen unser Denken in vermutlich falschen Richtungen.

Die meisten von uns sind immer noch auf einen fast unbedingten Fortschritsglauben eingeschworen, der den Namen «Fortschritt» wahrscheinlich schmählich missbraucht. Ein «Fortschritt», vor dem man manchmal wirklich forschreiten möchte. Viele von uns sind noch immer davon überzeugt, dass der Fortschritt der Menschheit weitgehend ein technisches Problem sei. Wir hätten an sich heute genug Anlass, an diesem Glauben zu zweifeln. Aber nicht einmal die bittern Erfahrungen aus zwei Weltkriegen vermochten der Menschheit den fast blinden Glauben an die «rettende» Technik zu nehmen.

Ich will nicht etwa einfach die Technik verdammten. Wir haben ihr vieles, auch einen guten Teil des sozialen Fortschrittes zu verdanken. Aber wir haben ohne jeden Zweifel diese *Technik als Motor des wirtschaftlichen Wachstums zu lange missbraucht*. So ist uns diese Technik davongelaufen. Sie hat sich dem Menschen entfremdet. Und je unverständlicher uns die Technik wurde, desto grösser wurde eigentümlicherweise unser Glaube an sie.

Man spricht von den «Wundern der Technik» und vergisst dabei, dass Wunder ausserhalb des Menschlichen stehen. Wunder entziehen sich unserer Kontrolle. Und weil man wegen Wundern früher noch Wallfahrtskirchen baute, glauben wir noch heute, dass Wunder nur etwas Gutes sein können. Wir vergessen, dass auch Wunder – und wahrscheinlich vor allem sie – unsere Skepsis nötig haben.

Heute beginnt es in uns zu dämmern. *Die Distanz zwischen Mensch und Technik ist so gross geworden, dass unser Wunderglaube abbröckelt*. Der Glaube an das Allheilmittel Technik schwindet. Der Mensch will wieder wissen, was hinter dieser Technik steht. Dabei schlägt dann vieles ins Gegenteil, ins Extreme und oft auch in die falsche Richtung um. Der Widerstand gegen die Kernkraftwerke, übrigens auch die Rebellion gegen andere technische Einrichtungen in der Fabrikation, sind Ausdruck dafür.

Es ist halt immer so: Wer hoch angibt im Leben, muss Tiefschläge befürchten. Das erlebt nun die technische Forschung, die nur geradeaus in die Retorte gestarrt hat und dabei den Menschen vergass.

Sicher ist ein «Entweder-oder-Denken» dumm. Es kann nie um die Fragen «Technik ja?» oder «Technik nein?» gehen. Es geht darum, den Menschen an den Entwicklungen teilhaben zu lassen. Es geht darum, zu erkennen, dass die *Technik nicht für sich selber leben darf*.

Sie muss für den Menschen da sein, und er muss sie auch begreifen können.

Wir müssen wohl auch hier allmählich umdenken lernen.

Werden wir auch umdenken – ich komme zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen zurück –, werden wir auch in den Konjunkturtheorien und in der Philosophie der Wirtschaft überhaupt uns etwas im Umdenken geübt haben, wenn diese Rezession überwunden ist? Werden wir auch hier weiter nur in *Quantitäten* denken?

Vieelleicht haben sich hier nicht nur die Unternehmen, sondern auch die Gewerkschaften Überlegungen zu machen. Der Arbeiter kann nicht nur in der Arbeit allein zum Unterdrückten werden. Er kann auch der Sklave dessen werden, das er herstellt.

Ich will damit vor allem sagen, dass viel stärker als je auch die *Aufgaben der Gewerkschaften politische Arbeit* geworden sind, die sich nicht auf das Arbeitsleben allein beschränkt.

Es genügt nicht mehr – so wichtig es ist – Verträge abzuschliessen, sich um Konjunktur und Sozialgesetze zu kümmern. Wir müssen die Pflöcke weiter stecken, wenn wir uns zu den Wahrern der Interessen der Arbeitnehmer im weitesten Sinne machen wollen. Und ich denke, dass das nicht nur unsere Pflicht, sondern auch unser aller Wille ist.

Wirtschaft und wirtschaften sind zu ernste Dinge geworden, als dass man sie den Wirtschaftern allein überlassen dürfte.

Vieelleicht hat auch das etwas mit *Mitbestimmung* zu tun. Mitbestimmung, wie sie die Gewerkschaften anstreben, muss durch Verfassung und Gesetz verwirklicht werden. Der Weg dazu führt über den Staat.

Es genügt also heute nicht mehr – das ist auch längst erkannt –, dass die Gewerkschaften gegenüber dem Staat eine kühle und kritische Distanz bewahren. Es kann in diesem Lande niemandem gleichgültig sein, wenn in unserem Lande die Stimmabstimmungen bei Wahlen unter 50 Prozent und bei Volksabstimmungen so tief hinunterfallen, dass auch die Demokratie zur Trockenübung «Blinde-Kuh-Spiel» wird.

Auch hier werden die Gewerkschaften aktiver werden müssen. Und zwar im klaren Bewusstsein, dass *alle gewerkschaftlichen Erfolge nur in einem geordneten Staat wirksam werden können*. In einem Staat, der einmal gesetztes oder auch nur vereinbartes Recht auch zu garantieren vermag.

Die wirksamsten Erfolge der Gewerkschaften über das direkte Verhältnis Arbeitgeber-Arbeitnehmer hinaus werden immer jene Errungenschaften sein, die schliesslich Gesetz werden. Sie brauchen deshalb – wie wir alle – auch *diese Gemeinschaft, diesen Staat*.

Und der Sozialstaat, wie ihn die Gewerkschaften anstreben, kostet Geld. Die Sozialgesetzgebung ist kein Gratismuster. Ihr alle kennt

die offenen und die getarnten Angriffe, denen unsere Sozialeinrichtungen heute ausgesetzt sind. Man will dem Bürger vorrechnen – die einen mit dem Zählrahmen, andere mit dem Computer –, dass ihn der Sozialstaat mehr kostet, als er ihm bietet. Das stimmt zwar niemals für die breiten Schichten unseres Volkes. Aber offensichtlich kann man in diesem Lande alles verkaufen, wenn man es nur in das Wort «Sparen» einpackt.

Sparübungen sind nötig. Ich verzichte hier absichtlich auf das Wort «leider», weil Sparen gut und notwendig ist. Aber es gibt eine Sorte Menschen, die dem Volke einreden, dieser Staat habe nun jahrelang in Saus und Braus gelebt, et habe über jede Menge Geld verfügt und dabei vergessen, woher dieses Geld komme.

Diese Mahner kennen die Vergesslichkeit der Menschen. Sie wissen auch, dass aufgewärmer Kohl am besten schmeckt. Denn genau diese gleichen Leute, die gleichen Mahner, haben in den vergangenen Jahren jedes neue Sozialgesetz und meistens auch die Verbesserung der bestehenden, bekämpft. Sie haben schon damals nach dem Sparen, und weil das den Ausbau des Sozialstaates nicht verhindern konnte, nach Steuerabbau gerufen. Jetzt, vor den leeren Kassen, wird Sparen Trumpf. Aber man schlägt den Sack und meint damit die *Demontage dieses Sozialstaates*.

Es ist wahrscheinlich ein ungeeigneter Moment, heute darüber zu reden, wie wir diesen Staat, den wir nötig haben, finanzieren wollen. Steuern passen schlecht in die konjunkturpolitische Landschaft. Und dann haben viele Kommentatoren die beschämende Stimm-beteiligung bei den Wahlen so ausgelegt, dass sich die Hälfte der Schweizer und Schweizerinnen ja gar nicht mehr um diesen Staat kümmere. Das will doch wohl auch heissen, dass die andere Hälfte auch nicht mehr bereit ist, diesen Staat finanzieren zu helfen. Die «Menschenfreunde», die diesen Staat aushungern möchten, hätten dann also ein leichtes Spiel.

Es ist sicher nicht leicht, diese 50 Prozent zum Staat zurückzuholen. *Und einem ausgehungerten Staat wird das schon gar nicht gelingen*. Aber wenn wir das wirklich nicht fertigbringen, dann können wir dann mit Recht sagen, wir seien das neutralste Land der Welt, weil wir uns nicht einmal mehr in unsere eigenen Angelegenheiten mischen.

Man spricht – besonders bei Steuerfragen – immer wieder vom Mut, «Unpopuläres» zu vertreten. Mit solchen Sprüchen sind aber wirklich keine Blumentöpfe zu gewinnen. *Wenn etwas unpopulär ist, ist es in der Demokratie Aufgabe der Politiker, dieses «Unpopuläre» populär zu machen, damit man es eben nachher mit dem Volk im Rücken vertreten und auch durchsetzen kann*.

Ich weiss nicht, ob wir nicht in der Arbeiterbewegung hier auch gelegentlich Fehler machen. Ich höre oft, wie auch von unsren Reihen aus, zusammen mit der extremen Linken, gegen diesen bürger-

lichen Staat geheult, wie er als schlecht, als von innen heraus faul, dargestellt wird. *Man kritisiert also diesen Staat von rechts, wo man ihn aushungern will. Und man kritisiert ihn von links, wo er aus andern Gründen zum alten Eisen gehört.* Muss man sich da wundern, wenn der uninteressierte Bürger unsicher wird, weil er keinen Unterschied mehr zwischen diesen Kritikern, so unterschiedlich sie sind, machen kann. Wenn einer unter die Räder kommt, fragt er nicht mehr nach der Automarke.

Mit einer simplen, undifferenzierten Kritik am Staat ist uns wenig geholfen. Das einzige, was wir damit mehr und mehr erreichen, sind notorische Neinstimmer oder eben diese vielen Stimmer-Abstinenten. Ein trauriges Resultat, geschaffen durch die extrem Linken und die steuerfeindliche Rechte, an denen dann viele Bürger ihre Hängematte anbinden, in der sie dann schön in der Mitte den nächsten Abstimmungstag wieder verschlafen.

Mit dem ebenso billigen wie dummen Spruch «es sei alles faul im Staat» bringt man den Bürger ebensowenig zur Urne, wie mit einem unreflektierten Hurrapatriotismus.

Vielleicht ist der Mensch der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts kühler und spröder geworden. Er rechnet. Und er will wissen, was man ihm für sein Geld bietet. Man muss ihm deshalb gelegentlich – auch wenn das Mut zu brauchen scheint – sagen, was ihm dieser Staat gibt und zu geben vermag. Man muss ihm vorrechnen und beweisen, dass *Gewinne des Staates immer die Gewinne seiner Bürger sind.*

Wenn wir weiter immer nur von diesem ungenügenden, bürgerlichen Staat reden, der von Hampelmännern regiert wird, deren Schnüre dunkle Mächte in den Händen haben, muss man sich nicht verwundern, wenn der einfache Mann von diesem Staat Abschied nimmt und sofort an Schillers «Räuber» denkt, wenn er auch nur von ferne etwas von Steuern hört. Was für ein Interesse könnte er an einem Staat haben, der selbst von seinen eigenen Vertrauensleuten so gerne geschmäht wird?

Alles in allem: *Die Gewerkschafter müssen politisch denken. Sie müssen sich aktiv um diesen Staat kümmern.* Dieser Staat ist nicht so schlecht, dass wir ihn fallen lassen dürften. *Wir wollen ihn besser machen mit den Mitteln der Demokratie.* Diese aber lebt davon, dass jeder Bürger aktiv mitdenkt und miterlebt.

Der Schweizerische Gewerkschaftsbund ist die grösste Organisation unseres Landes. Seine Mitgliederzahl ist beeindruckend, auch wenn sie noch wesentlich grösser sein könnte. Wir haben leider die weltanschauliche Aufspaltung in mehrere Gewerkschaftsverbände. Bei den Unternehmerverbänden gibt es das nicht. Aber wir haben auch noch – ich habe es bereits gesagt – da und dort auch noch das *Verbandsdenken.* Das müssen wir überwinden.

Der Gewerkschafter muss wissen, dass er nicht nur einem Verband angehört, sondern auch der Arbeiterbewegung. Der Bauarbeiter muss

wissen, dass der Metallarbeiter mit ihm für die gleiche Sache einsteht. Und beide müssen wissen, dass die Sorgen der Schuharbeiter auch ihre Sorgen sind.

Wir brauchen ein neues «Wir-Gefühl». *Wir brauchen eine Gewerkschaft der Mitglieder.* Eine Gewerkschaft, die aus Männern und Frauen mit Namen und Gesichtern besteht. Wir brauchen eine Gemeinschaft, die jene kennt, die sie vertritt, und in der diese Menschen auch die *höhern Ziele der Bewegung* kennen, der sie angehören. Aber wenn man etwas erreichen will, dann muss man es in der Demokratie zuerst denen erklären, für die man es erreichen will und mit denen man es erreichen will.

Man spricht so gerne von der Basis. Es gibt keine aus der Natur geschaffene, menschliche Basis. Eine Basis muss man sich schaffen durch geduldiges Wirken und durch geduldiges stetiges Lehren. Vielleicht wird jetzt von Euch meine Begrüssungsrede eher als *Kapuzinerpredigt* und als wenig staatsmännisch empfunden. Aber zum Kapuziner fehlt mir schon wegen dem Zölibat das Talent, und ein Staatsmann ist fast immer ein Politiker, der gestorben ist.

Ich will es aber zum Schluss – und nicht etwa als Tribut an mein Amt – sagen:

Die Gewerkschaften – das ist ihre Aufgabe – kämpfen für den sozialen Ausgleich und für soziale Gerechtigkeit. In dieser ständigen Auseinandersetzung, die nie ein Ende finden kann und darf, haben sie die Interessen des Lohnempfängers zu vertreten. Es gibt aber auch die andere Seite. Auch sie vertritt legitime Interessen. Daraus entstehen natürlich Spannungen. Das ist nicht zu beklagen. Es wäre etwas Schreckliches, wenn das Leben aus einer einzigen, wohlklingenden Harmonie bestehen würde. Immer Musik ist keine Musik. Wir müssen uns nur immer bewusst bleiben, dass diese Kämpfe der Interessengruppen überwölbt sein müssen von einem Staat. In der Demokratie ist dieser Staat der lebendige Ausdruck der Herrschaft des Volkes durch sich selbst und für sich selbst. Der Grad der Entfaltung der Demokratie ist für mich ein Massstab für den Willen eines Volkes zur Selbstachtung. *Nur in der Demokratie wird ein Volk zu einer Gemeinschaft,* in der die einzelnen Glieder sich in der Entschlossenheit einig sind, ein Bild des Menschen zu verwirklichen, das man im guten und richtigen Sinne des Wortes als menschlich bezeichnen kann. Im wahrhaft demokratischen Staat gibt es keine Untertanen. Es gibt nur Bürger, die frei über die Lebensordnungen mitbestimmen können, und die das, was sie bestimmen, auch frei verantworten wollen.

Freiheit bedeutet nie, ungeschoren bleiben. Freiheit bedeutet nie, in Ruhe gelassen zu werden. Sie bedeutet nicht, dass man einfach wohlmeinende Vormünder in irgendeine Behörde wählt. Freiheit

bedeutet, Verantwortung auf sich nehmen zu können und das tun dürfen, was man zu verantworten bereit und auch imstande ist. In der Demokratie muss zu den obersten Gesetzen das *Gebot der Toleranz* gehören. Und ich meine damit nicht jene schäbige Toleranz, die den andern hinnimmt, weil er nun einmal hier ist. Ich meine die noble und die schwierige Toleranz, die den andern in seinem Anderssein will. Jene Toleranz, die weiss, dass auf der Harfe jeder menschlichen Gemeinschaft viele Saiten sind und dass nur sie alle zusammen den vollen Akkord des Menschseins rein zum Tönen bringen.

Nur solches Denken wird uns die Freiheit geben, ohne die das Leben nicht viel bedeutet. Jene Freiheit, die einst als «die alte Sache der Menschheit» bezeichnet wurde.

Jene Freiheit auch, die auf der Entschlossenheit beruht, dass man sein Leben nicht erkauft durch Verzicht auf das, was dieses Leben allein lebenswert macht, nämlich *leben nach dem Gebot des Gewissens, leben in der Achtung vor sich selber, leben in Achtung vor dem Menschen und vor den Menschen*.